

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 10 (1906)

Artikel: Aus der Fremdenlegion

Autor: Platzhoff-Lejeune, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meine Mutter. Nach der Radierung (1895) von Emil Umler, Brugg.

zur Reproduktion gelangte Studienkopf von 1895 *). Man sieht, mit welchem Eifer und Glück Umler seine Radieradel auch in den Dienst der Menschenbildner gestellt hat.

So ist es ein reiches, seines künstlerischen Schaffen, das uns hier entgegentritt. Umler steht in so jungen Jahren, daß man sich noch viel des Schönen von ihm versprechen darf. Schon heute darf man den Landschafter zu unsern besten und intimeren Naturschilderern zählen. Was allem, was er schafft, den stillen, nachhaltigen Reiz verleiht, das ist der reine, tiefe seelische Klang, der uns auch aus dem kleinsten Blättchen Umlers entgegentönt.

H. T.

Aus der Fremdenlegion.

Nachdruck verboten.

Gibt es noch eine Fremdenlegion? Vielleicht, antworten gleichgültig die Regierungen, jedenfalls geht uns das nichts an, und wir wollen nichts davon wissen. — „Ihre Bevölkerung ist dringend zu wünschen, und wenn die verschiedenen Regierungen nicht über die nötige Macht dazu verfügen, so sollten Menschenfreunde und Moralisten sich wenigstens zusammenum, um diesem Gedanken Freunde zu gewinnen und die französische Regierung, von der die ganze Sache abhängt, zum Handeln zu veranlassen.“

So läßt sich der waadtländische Gymnasiallehrer Léon Randin in seinem Buche: *A la Légion Etrangère* (Neuchâtel, Delachaux et Niestlé, 1905, 340 S., Fr. 3.50) vernehmen, das

*) S. die Kunstbeilage S. 404, 05 dieses Jahrgangs.

die Frucht seines dreijährigen Dienstes in der Fremdenlegion ist. Randin ist kein hervorragender Schriftsteller; die Romanform, die er seinem Buche gab, hätten wir gerne entbehrt, und die ganze Gliederung seines Werkes scheint uns nicht günstig. Was uns fehlte, war ein Dokument über die Geschichte und Zusammensetzung der Fremdenlegion, ihre Lebensbedingungen, Beschäftigungen und Organisation. Möglicht viel Tatsachen, scharfe Richter, kurze Erlebnisse, volle Wahrheit, keine Dichtung. Aber man kann ja schließlich aus Randins Buch das Nötige entnehmen und wird ihm Dank wissen, daß er wenigstens seine persönliche Geschichte schick und getreu berichtet hat. Wenn er auf die dichterische Form seines Werkes nicht verzichten wollte, so gehabt es doch offenbar nur, um ausschließlich Erlebtes und das Erlebte ganz zu berichten; die Liebesgeschichte ist seine Geschichte, die Leiden Charles Durvals sind seine Leiden. Dieser persönliche Akzent verleiht dem Buche einen besondern Wert und eine eindringliche Sprache, die manchen Leser tiefer berühren mag als alle Statistik.

Randin ist übrigens nicht der erste, der nach seiner Heimkehr aus Algier die Feder ergriff, um das Erlebte festzuhalten. Außer den klassischen Geschichtswerken von Grisot-Coulombon und Roger de Beauvoir erschienen Bücher wie das deutliche des Berners Lüthy, der fünf Jahre Legionär war und mit seinen Berichten vor siebzehn Jahren weiteste Kreise interessiert hat *). Aber weder die offiziellen Darstellungen der ruhmvollen Kriegstaten, noch die privaten Berichte von den furchtbaren Leiden der Fremdenlegion haben an ihrem Bestande und ihrer Weitläufigkeit das Geringste geändert. Darum ist es nützlich und heilsam, wenn in kurzen Abständen immer neue und neue Bücher auftauchen, die eine Entrüstungsbewegung gegen diese überlebte Institution einfachen und auf die Verantwortlichen einen moralischen Druck ausüben, damit endlich die Sache gehört und ihr Grund bestätigt werde.

Wie bekannt, ist die Fremdenlegion keineswegs alt. 1831 für den kolonialen Dienst gegründet, hatte sie zunächst die Eroberung Algiers zur Aufgabe. Von den sechs ursprünglichen 5600 Mann starken Bataillonen waren vier aus Deutschen zusammengesetzt; 1837 befanden sich nur noch 1400 Mann unter den Fahnen; 1862—64 wurde die ganze Legion aufgelöst. Der gegenwärtige Bestand ist seit 1897 wieder auf zwei Regimenter mit sechs Bataillonen und zwei Depotskompanien erhöht worden.

Die französische Regierung hat diese Truppe überall dorthin gestellt, wo die größte Gefahr war und wo sie die eigenen Landsleute schonen wollte. So haben die Legionäre für Frankreichs Ehre 1870 an der Loire, früher und später in der Krim, Ägypten, Mexiko, Spanien gekämpft. Kein französisches Bataillon hat mehr Lorbeer errungen, keines ist Opfer an Menschenleben eingebüßt, keines ist mutiger in die Schlacht gegangen, keines hat sich williger und todesfreudiger geopfert als diese Soldnerherde. Und wie hat Frankreich sie behandelt? Wie dankt sie ihr heute noch? An der Hand des Randinschen Buches möge in diese Verhältnisse einiger Einblick gewonnen werden.

Bis vor fünf Jahren war es französischen Untertanen überhaupt untersagt, in die Fremdenlegion einzutreten. Sie sollte ihren Namen vollauf verdienen; nur Ausländer erhielten das Recht, sich zu opfern. Jämmerlich hat es an Franzosen nie gefehlt, da keine Papiere verlangt werden, die Staatszugehörigkeit der Eintretenden also nicht sicher erkannt werden kann. Ein Handgeld, wie es in allen Söldnerheeren Brauch ist, wird nicht gegeben. Gleichwohl wird eine Verpflichtung auf fünf Jahre gefordert. Während der französische Soldat nach fünfzehn Jahren pensionsberechtigt wird, ist es der Legionär erst nach zweieinhalb Jahrzehnten, also in einem Alter, das bei der Härte des Dienstes und der Tücke des Klimas die allerwenigsten erreichen.

Nachdem in einem der Werbebüros die Einschreibungs-

*) Seit der Niederschrift dieses Artikels erschienen noch im Laufe des Jahres 1906 drei Bücher über die Fremdenlegion: „Weiße Sklaven“ von Odele, „Verlorene Söhne“ von Cremer und die Souvenirs des Irlanders Le Patrie.

formalitäten vollzogen sind, findet die ärztliche Untersuchung statt, auf die sofort die Einteilung folgt. Diensttauglichkeit ist gegenwärtig das einzige Erfordernis für den Legionär. Als Altersgrenzen sind das achtzehnte und das vierzigste Jahr festgesetzt; bei dem Fehlen jeder Kontrolle finden sich aber sowohl jüngere als ältere Leute in der Truppe. Jede Woche geht eine Wagenladung Angeworbener nach Marseille ab. Besonders die Werbeamter der deutschen, belgischen, italienischen und spanischen Grenze scheinen eine fieberhafte Tätigkeit zu entfalten, um die Schar der Unglücklichen unaufhörlich zu vermehren.

Nach der gegenwärtigen Organisation ist das erste der beiden Legionenregimenter in Sidi bel Abbès, das zweite in dem kleinen Saïda einquartiert; dieses gilt für schlummer als jenes. Nach Unterbeschreibung ihres Engagements werden die Rekruten mit einer Fahrkarte nach Marseille versetzen; erst von hier aus erfolgt der truppenweise Transport unter militärischer Bedeckung. Schon auf dem Schiff, meist schlechten und überfüllten Dampfern, erhält der junge Soldat einen Vorgeschmack dessen, was ihn erwartet: ungenießbares Essen ohne Teller und Besteck, ein hartes und zu kleines Lager voll Ungeziefer. Es wäre lächerlich, wenn es nicht traurig wäre: das Ungeziefer spielt eine Hauptrolle in dem Mandinschen Kuche. Unmenschliches erdulden die Soldaten im Schmutz ihrer Wohnräume, die den elementarsten Anforderungen der Hygiene spotten. Als wenn es an der Dual der Mosttios und der Tiefergefahr nicht schon genug wäre, werden aus Faulheit, Geiz und Gleichgültigkeit der Verwaltungen noch neue Mikrobenherde gezüchtet.

Der Dienst lässt an Härte weit hinter sich, was man in Frankreich und Deutschland als Maximum zu erleben gewohnt ist. Zwar spielt der Drill keine große Rolle; für wen sollten auch diese an Herkunft, Alter und Vergangenheit so völlig ungleichen Truppen in ihren schmutzigen Uniformen Parademarsch üben? Es kommt der Regierung auf nützlichere Beschäftigungen an: wenn der Legionär nicht im Felde ist, muß er Fronarbeit leisten, Steine schleppen, Mauern bauen und sich stundenlang dem afrikanischen Sonnenbrande aussetzen. Ob er sich das bei seinem Engagement wohl gedacht hat?

In allen Heeren ist die Rekrutzeit eine Leidenszeit. Das ungewohnte Milieu, die neue Beschäftigung, die mit verdoppelter Strenge einsehende Militärgewalt, die Chikanen der ältern Soldaten, die Gewaltakte der niedern Vorgesetzten tun dazu das Ihre. In der Fremdenlegion aber ist alles potenziert; die letzte Grenze der Menschenschänderei scheint erreicht. Unerhört hart sind schon die gesetzlichen Bestimmungen; aber die Bosheit der Vorgesetzten und ihre Grausamkeit macht sie zu Höllenqualen.

Die Fremdenlegion wird mit Rücksicht auf ihre eigentümliche Zusammenziehung als Disziplinartruppe behandelt und hat als solche die verschärfsten Strafbestimmungen, die sonst nur in den aus Eingeborenen zusammengesetzten Regimentern vorkommen. So kann z. B. schon der Hauptmann fünfzehn Tage, der General sechzig Tage Gefängnis verhängen. Dazu kommen noch außerordentliche, der Legion eigentümliche Strafen: die Zelle, die Grapaudine, der Silo.

Die Zelle besteht in einem engen luft- und lichtlosen Loch, in dem der Gefangene vierzehn oder achtundzwanzig Tage lang bei Wasser und Brot eingeschlossen wird. Nach dem Reglement kann diese Strafe nur in Abschnitten von sieben Tagen mit vierstündiger Unterbrechung verbüßt werden, während deren der Soldat seinen Dienst mit voller Kraft wieder aufnimmt. Tatsächlich aber wird der Legionssoldat während der vier Tage in ein anderes, leichteres Gefängnis gestellt, sodaß er statt achtundzwanzig Tage deren vierzig verbüßt. — Die Grapaudine besteht im Anbinden der Hände des Schulden auf den Rücken und eines oder beider Beine an den Oberkörper und Hals. Dieser menschliche Knäuel wird im Sonnenbrand je nach der Größe des Vergehens mehrere Tage liegen gelassen und, natürlich halb tot, schließlich befreit. Schreit er um Hilfe, so wird er gefnebelt. Ein Unteroffizier, der seinen Soldaten so gründlich gefnebelt hatte, daß er erstickte, wurde vom Kriegsgericht in Oran freigesprochen! — Der Silo endlich ist eine Art Zisterne in Trichterform, die den Eingeborenen zur Aufbewahrung des Getreides dient. Wie einst Joseph von seinen Brüdern auf diesem Umweg dem Tode geweiht werden sollte, so wirft man heute die Legionäre in diese offenen Gruben und überläßt sie eine Weile ihrem Schicksal. — Das Verbot dieser beiden letzten Strafen durch mehrere ministeriellen Erlasse hat ihnen noch kein Ende gemacht; im geheimen werden sie heute noch ausgeübt.

Und welches sind die so schwer gehandeten „Verbrechen“? Eine Minute Veripätung im Dienst, eine schief geknüpfte Krawatte, ein Versehen im Grüßen des Vorgesetzten! Es ist einfach unmöglich, nicht bestraft zu werden; denn zu diesen Vergehen, die noch einen Schein von Neutralität haben, kommt die Bestrafung Unschuldiger. „Warum reden Sie im Glied?“ fragt der Wachtmeister unsern Gewährsmann. „Vier Tage Arrest!“ „Ich habe den Mund nicht aufgetan, Herr Wachtmeister!“ „Widerspruch? Acht Tage!“ Ein anderes Mal, als Randin erschöpft zusammenbrach, wurde er wegen Gehorsamsverweigerung auf dem Kriegsfuß (die Fremdenlegion ist stets auf halbem Kriegsfuß) von einem Sergeanten vorläufig zu fünf bis zehn Jahren Justizhaus verurteilt, bis die höhern Vorgesetzten schließlich einsehen mußten, daß solche Brutalität ihrem Ansehen mehr schaden als nützen werde.

Dass es neben geringfügigen Vergehen auch an schweren Vergehen in einem solchen Corps nicht fehlen kann, versteht sich von selbst. Doch sind sie meist die Folgen grausamer Behandlung. So erzählt Randin von einem Schweizer, der, nach zehnjähriger Zuchtausarbeit in die Linie zurückkehrend, auf die erneute Mizhandlung eines Unteroffiziers mit gleicher Münze antwortete und von seinen Kameraden erschossen wurde. Vier andere Legionäre lösen unter einander, wer den Sergeanten umbringen sollte; es trifft den jüngsten, noch ein Kind. Kaltblütig ergreift er eine Hacke und schlägt dem eintretenden Tyrannen den Schädel ein. Der Mörder wird natürlich zum Tode verurteilt; der Angegriffene, eine eiserne Natur, erholt sich, bleibt aber geistig gefördert und irrt wie ein Gespenst um die Kasernen herum, mit den Ghrenmedaille geziert und von seiner Pension lebend. Kein Wunder, daß die Deportationen häufig sind, kein Wunder auch, daß sie fast alle tragisch verlaufen! Die eingeborenen Gendarmen, Goums genannt, sind auf der Lauer. Mit Windeseile auf ihren arabischen Pferden jagend, holen sie den Flüchtling ein; denn auf seinem Kopf stehen zwanzig Franken Belohnung. Nur den wenigsten gelingt es, bis an die Küste durchzubrechen und den Schauplatz ihrer Dual dauernd zu verlassen.

* * *



Dachauerin. Nach der Radierung (1894) von Emil Ammer, Brugg.

Sehen wir uns nun nach dieser kurzen Übersicht über die Dienstverhältnisse nach den Legionären selbst um. Stark sind in der Legion natürlich diejenigen Länder vertreten, die kein stehendes Heer haben und dem Tatenrang kühner Draufgänger nicht genügend Vorschub leisten können, also Belgien, Holland und die Schweiz. Dann folgen diejenigen Nationen, deren strenges Militärsystem so manchem Abenteurer einen Tausch wünschenswert erscheinen lässt: Russland, Deutschland, Italien. Auch an Österreichern und Spaniern fehlt es nicht. Elsass-Lothringen stellt natürlich ein besonders starkes Kontingent; Engländer und Amerikaner sind so gut wie nicht vorhanden.

Nach Berufen betrachtet, überwiegen begreiflicherweise die handseitigen Kerle aus den niederen Ständen. Immerhin sind die Offiziere aus andern Heeren eher stark vertreten und an Studenten, ja, an Dozenten der Philosophie ist vieles Mangel. Interessanter als die früheren Berufsarten der Legionäre sind die Motive ihres Engagements.

Man kann es bei flüchtiger Betrachtung einfach nicht fassen, daß jährlich Tausende von Menschen sich freiwillig in diese schlimmste aller Knechtschaften begeben, nachdem sie kaum ein leichteres Joch zornig abgeschüttelt haben. Und doch, steht man näher zu, so begreift man die Armen. Verzweiflung und Hunger sind zwei mächtige Herren. Was sollen die zahlreichen Deserteure anderes tun? Sie meiden ihre Heimat notgedrungen; im Auslande, das ihre Sprache oder ihren Akzent nicht versteht, finden sie als ungelernte Arbeiter selten Beschäftigung. Auf Unterstützung und rechtlichen Schutz haben sie keinen Anspruch; im Gegen teil, sie werden von der Polizei scheel angesehen und, wenn sie sich irgendwie „mauig machen“, ausgewiesen. Der Hunger wählt in ihren Eingeweiden, sie geben ihr Leben für ein Linsengericht. Da naht ein Werber mit süßem Lächeln, zahlt Speise und Trank, erzählt Wunder von der Tapferkeit der Fremdenlegion und ihrem lustigen Leben. Ein Federstrich, und jeder Rückweg ist abgeschnitten.

So ergibt es den einen. Andere seiten andere Beweggründe. Da sind die wilden Haudenken, denen das ewige Exerzieren und Kriegsspielen „mit möglichster (aber keineswegs wirklicher) Annäherung an die tatsächlichen Verhältnisse“ nicht mehr behagt. Sie sind den Tanzunterricht satt und wollen endlich einmal ernstlich tanzen. Gesagt, getan: Offiziere oder Unteroffiziere nehmen ihren Abschied und vertauschen den Helm mit dem Käppi, die schwarze mit der roten Hose. Wieder andere wissen nicht, was sie anfangen sollen. Dem Studenten ging das Geld aus, der im Examen bestandene findet keine Stelle, den Bräutigam verließ die Braut, dem unbedeu neten Sohne entzogen die Eltern alle Beihilfe: ihnen allen winkt die Fremdenlegion als letzter Hafen und oft einzige Rettung. Schwer büssen sie den resignierten Entschluß eines Augenblicks. Für die meisten schlägt die furchtbare Stunde der Enttäuschung, ja der Verzweiflung. Wer dann noch irgend ein Aurekt auf den Schuh der Heimat hat, verfaßt sein Geuch um Befreiung. Es vergeht wohl kein Monat, ohne daß auf den äußeren Ministerien in Berlin, Rom, Petersburg, Brüssel und bei unserm Bundesrat in Bern solche oft in röhrenden Ausdrücken abgesetzte Schriftstücke eilaufen. Die Antwort, wenn überhaupt eine solche erfolgt, ist stets die gleiche: „Freiwillig hast du dich

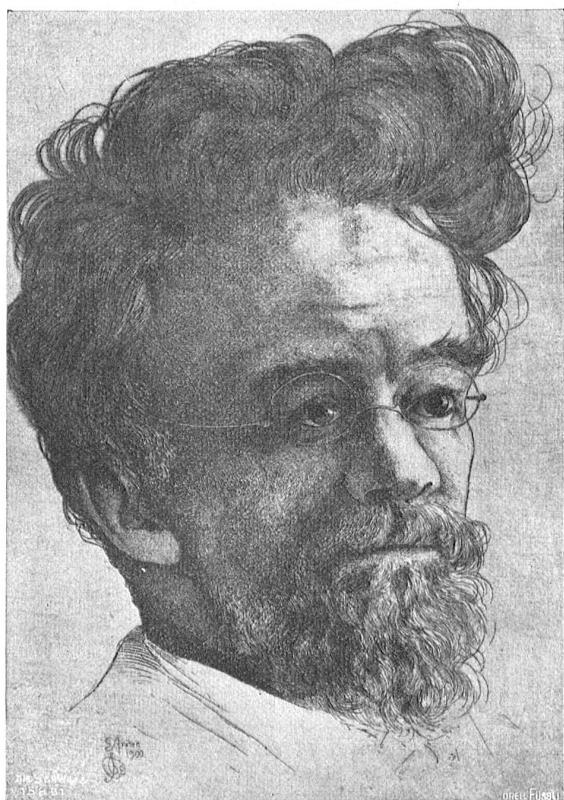
auf fünf Jahre gebunden, und keine Macht der Welt kann dich vorher erlösen.“ Unsere schweizerische, um das Wohl ihrer Landeskinder sehr besorgte Bundesregierung erläßt jährlich in der Presse eine vor der Fremdenlegion und den Folgen eines Engagements dringend warnende Bekanntmachung, und doch werden die Anwerbungen nicht seltener, und wer nicht hören will, muß fühlen. Zwar ist im Krankheitsfalle eine frühere Entlassung möglich; aber der Gesundheitsrat läßt auf höhern Befehl die Legionäre nur dann ihres Weges gehen, wenn sie körperlich wirklich ruiniert sind und den Staat voraussichtlich mehr kosten werden, als ihre Leistungen einbringen.

Noch sei an der Hand des Buches von Léon Randin ein Blick auf das Offizierkorps gestattet, das die schlimmsten Erwartungen weit übertrifft. Faulenzer und Wüstlinge, Diebe an den Nationen und Kleidungsstücke der Mannschaft,

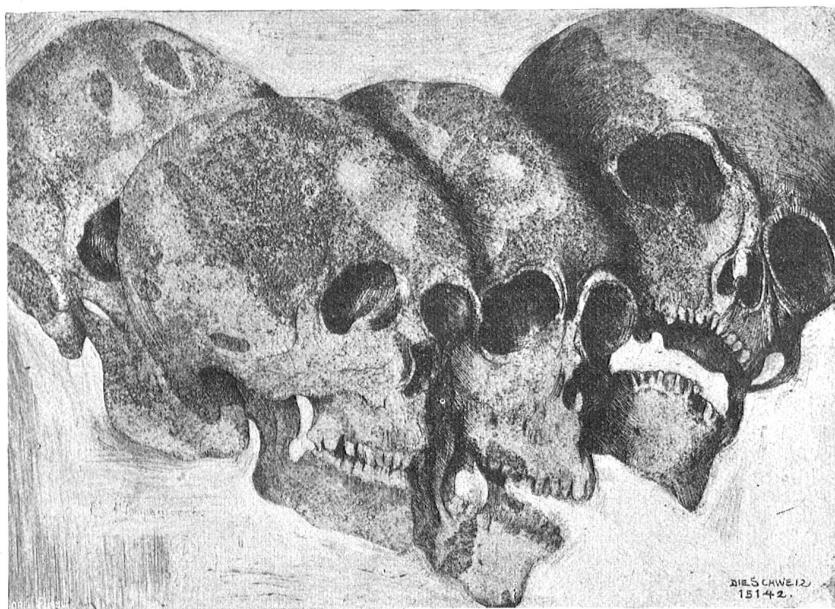
Bestien mit lästerlichen Grausamkeitsinstinkten und schenflichen Lastern, bequeme Feiglinge und unerbittliche Tyrannen, diese Epitheta passen auf die meisten der etwa zwei Drittel des Legionstabs ausmachenden französischen Offiziere. Der Zufall hat sie gewiß nicht aus den Unterkünften des Mutterlandes entfernt. Nur einige Lichtgestalten haben sich von diesem finstern Hintergrunde ab: junge, tüchtige Offiziere, die der hohe Sold und die günstigen Beförderungsaussichten um eine Versetzung in die Fremdenlegion nachsuchen ließen und die, schwiegend unter der Unfähigkeit ihrer Chefs leidend, ihren Dienst verrichten, vergöttert von der Mannschaft, die ihnen alles zuliebe tut. Auch unter den Militärärzten der Legion befinden sich Unmenschen. So z. B. jener Dr. Martin, der jedem sich frank meldenden das Thermometer unter die Achsel steckt, um ihn mit Stockhieben davonzujagen, wenn es nach fünf Minuten nicht mindestens vierzig Grad zeigt. Seine ganze Apotheke besteht aus Chinin, Bismutessenz und einem Pulver gegen das Fieber, sein ganzer chirurgischer Apparat aus einem alten Messermesser. Die „wirklich“ Kranke stellen sich in Steh und Glied auf und müssen Brechmittel und Wasser in solcher Menge zu sich nehmen, bis sie dem Verenden nahe sind. Der Arzt sieht diejenem traurigen Schauspiel lachend zu und bemerkt zum Schluß: „Ich will euch lehren, euch frank zu melden!“

In Tongking sind die Spitalverhältnisse weit besser; doch klagen nichtkatholische Kränke über die schlechte Pflege, das Ausbleiben der den übrigen Kolonialtruppen gewährten kleinen Geschenke und die frechen Bekleidungsversuche der Schwestern, die nur die „Gläubigen“ verwöhnen und den „Heiden“ und „Hugenotten“ gegenüber nicht einmal die einfachste Menschenpflicht erfüllen sollen. Wie weit sind uns doch die Japaner in der Toleranz und Humanität voran!

Dies nur ein kleiner Auszug aus dem Randinschen Buch, einige wenige aus der romanhaften Kleidung herausgeholt Tatsachen. Ist es möglich, daß im zwanzigsten Jahrhundert solche Verhältnisse noch bestehen? Ist dieses letzte Söldnerheer nicht das schrecklichste von allen? Und wie kommt es, daß unsere Grobmächte solche Zustände dulden? „Das geht uns nichts an,“ ist die vorsichtige Antwort auf solche Fragen, deren



Professor Dr. Arnold Dodel.
Nach der Radierung (1900) von Emil Auer, Brugg.



Die vier Temperamente. Nach der Radierung (1895) von Emil Anner, Brugg.

energische Zugangsfrage den Nachbar verstimmen könnte. Handelte es sich um Gebietsannexion, um Pachtung eines Seehafens, um Gründung neuer Industriegebiete — wie behende wären dann unsere Diplomaten und wie dringlich würde der Ton ihrer Noten! Aber es sind ja nur ein paar Tausend leidender Menschen im Spiel, Europäer zwar, sogar Landsleute, aber doch zum Teil solche ohne Heimatschein und ohne Beurlaubung in den Stand der Reserve, also Leute, die man ruhig ihrem selbstgewählten Schicksal überlassen kann. So denken unsere Großmächte, die einstiger einmal die großen Obrigkeit nannte — und alles bleibt beim Alten.

Es gab bis vor kurzem noch Leute, die in der Fremdenlegion ein heiliges Institut zur Brechung des Willens, zur Stählerung des Charakters, zur männlichen Selbstzucht und zur Erwerbung anderer schöner Eigenschaften sahen. Es sind das dieselben, die in der Todesstrafe ein wohlthunndes Beispiel und im Kriege eine gesunde Muskelbewegung oder eine nützliche Bevölkerungsverminderung erblicken. Mit ihnen ist nicht zu diskutieren, weil sie nicht sehen wollen. Jeder führende Mensch kann nicht anders, als die Abschaffung der Fremdenlegion dringend wünschen; denn sie ist ein schwarzer Fleck auf unserer europäischen Kultur, ein barbarischer Rest längst vergangener Zeiten. Unsere Kabinette haben sich schon gründlicher und um unbedeutender Kleinigkeiten willen in die Angelegenheiten der Nachbarstaaten gemischt: mögen sie auch jetzt einmal nach der Frage des Mädchenhandels die der Fremdenlegion auf das Programm ihrer Beratungen setzen! Frankreich wird im gegenwärtigen Augenblick natürlich ungern auf eine so tapfere und so billige Truppe verzichten. Aber man sollte es doch zu dem Versprechen zwingen, daß es diese heldenhüttige Schar zum mindesten seinen eigenen Truppen in Sold, Behandlung und Dienstleistung gleichstellt, statt sie in schmuziger Selbstsucht die Torheit ihrer Anwerbung so bitter und ungerecht büßen zu lassen. Auch hier ist der Arbeiter seines Lohnes wert, und die Nation, die ihn ihm vorenthält, hat keinen Anspruch auf die Prädikate der Mitterlichkeit und des Edelmuts, die sie sich nicht selten selber zulegt.

Ed. Platzhoff-Lesenne, Bern.

Die Friedhofshalle von Brugg.

Mit Abbildung.

Schon längst war es bei mir beschlossene Sache, einen alten lieben Studienfreund in seinem Heimatstädtchen Brugg aufzusuchen. Die Ausführung des Planes verschob sich jedoch von Jahr zu Jahr, bis ein längeres, wenn auch un gefährliches Unwohlsein mich zwang, die Arbeit für einige Zeit ruhen zu lassen. Der dringlichen Einladung meines Freundes konnte ich nun Folge leisten. Er schrieb mir: „Du wirst staunen über den intimen Reiz meiner Heimat, und Deine Schönheitsdurftende Seele, die Du zur Lenzenzeit in den sonnigen Täler jenseits des Gotthard geführt und die Du in dem Zauber der norditalienischen Seen gebadet — diese mit Schönheit überzärtigte Seele wird in der stillen reinen Luft meiner Heimat genesen vom Übermaß, und ein Abglanz jenes Friedens, den wir alle suchen, wird in Dein sehndendes Herz einziehen. Also komme!“

Schon kannte meinen Freund und seine Ausdrucksweise, die mich so oft in ihrer jugendfrohen Art erheitert. Und wahrlich, ich hatte meinen Aufenthalt in dem alten Altersstädtchen nicht zu bereuen! Tagelang durchstreifte ich mit dem Freunde die wirklich schöne Umgebung, die auf mich einen eigenen, noch nie erlebten Reiz ausübte. Denn da schwieben vor mir die Schatten vergangener Jahrtausende: ich sah in den wiederhergestellten Mauern des Amphitheaters der alten Vindonissa wilde Tiere sich zerfleischen und hörte den Ruf der Gladiatoren: Caesar, morituri te salutant, und von dem nahen Zusammenfluß der Aare und Reuss gellte der Kampfschrei der Germanen, welche die Römerstadt in Schutt und Asche legten. Mit dem hellen Klange des Glöckchens der Klosterkirche Königsfelden mischte sich das Todesröhchen des erschlagenen Habsburgerkaisers Albrecht und der Sang der Nonnen und Mönche, die auf dem

blutgetränkten Boden ihre Heimstätte erbauten, um für das Seelenheil der Toten zu beten. Ich klimmte hinauf zur Habsburg, dem Stammhaus eines großen Fürstengeschlechtes, und schaute hinüber ins „Eigen“, zu jenem stillen einsamen Haus, in dem ein Pestalozzi seine segensreiche Tätigkeit begann, hinüber zu den grauen, ephemerumrankten Felsenmauern der Brunegg, talaufwärts über die schimmernden Flutten der Aare zu den Besten Wildenstein und Willegg und hinunter zu den im Sonnen glanz röhrenden Juragipfeln, deren grüne Matten einst das Blut der Helvetier rötete.

Studienkopf.
Nach der Radierung von Emil Anner, Brugg.